



HERBERT BECKMANN

**NACHT
VOR
MEINEN
AUGEN**

THRILLER

SPANNUNG

GMEINER



wieder auf, »dass der oder die Täter sich auf die eine oder andere Weise selbst verraten. Oder früher oder später durch die Polizei überführt werden können.«

»Früher oder später.«

Er nickte, wohl um zu zeigen, dass ihm die Bitterkeit in meiner Ironie nicht entgangen war. »Wir gehen folgendermaßen vor: Der Haftrichter bekommt unsere alternative Tätertheorie, so provisorisch sie auch sein mag, woraufhin er Sie hoffentlich aus dem Gewahrsam entlässt, statt umgehend U-Haft anzuordnen. In den nächsten Tagen warten wir die Beweislage ab und ob die Staatsanwaltschaft gegen Sie Klage erhebt.«

»Falls sie es tut, hieße das U-Haft für mich?«

Er nickte ernst, und mir fiel Hüningers beiläufige Bemerkung am Telefon wieder ein, die U-Haft müsse ein guter Mann wie Belz, sprich Belzig, von mir abwenden können – vorerst.

Ich zuckte die Achseln, war mit allem einverstanden, was blieb mir anderes übrig.

Belzig stand auf, stellte den Stuhl an seinen früheren Platz und nahm seine Tasche, nachdem er das Papier wieder darin verstaut hatte. »Kopf hoch, Herr Zöllner. Vertrauen Sie mir.« Er versprach mir noch für heute, den späten Abend, einen Haftrichtertermin und klopfte gegen die Zellentür, um herausgelassen zu werden. In diesem Moment hätte ich mir nichts sehnlicher wünschen können, als an seiner Stelle aus diesem Loch befreit zu werden.

Kaum war die Zellentür verschlossen, fielen mich die Gedanken, die apokalyptischen Bilder aus unserer Wohnung an wie ein Schwarm hässlicher schwarzer Krähen: Franzi auf dem Boden im Bad, das milchweiße Licht auf der klaffenden, scharlachroten Wunde in ihrem Kopf.

Mir wurde speiübel und ich schaffte es nicht mehr bis zum Waschbecken.

Ich hämmerte gegen die Zellentür.

Niemand kam.

Als wäre ich gar nicht vorhanden.

Und in gewisser Weise stimmte das.

Wer oder was auch immer ich jetzt war, den Jonas Zöllner von gestern gab es nicht mehr. Der war so tot wie Franzi.

Mit ihr gestorben.

Es muss schon kurz vor Mitternacht gewesen sein, als ich dem Haftrichter vorgeführt wurde.

Einer Richterin.

Sie war klein, Mitte 50, dichtes grau meliertes lockiges Haar, rundes, nicht unfreundliches, müdes Gesicht. Belzig war bereits geraume Zeit in dem Befragungszimmer, bevor ich eingelassen wurde. Zwar ohne Handschellen, aber bewacht durch einen älteren Beamten, der stoisch neben mir auf der Bank im Flur vor dem Zimmer

gewartet hatte.

Es gab ein paar Formalitäten zu meiner Person und Identität zu klären, dann forderte mich die Richterin auf, meine Sicht der Ereignisse darzustellen.

Meine Version war wahrheitsgemäß und daher kurz. Nach dem Hoffest war mir infolge des Alkohols schlecht geworden, ich hatte mich ins Bett gelegt, am anderen Morgen fand ich Franziska tot im Bad.

Die Richterin sah mich ausdruckslos an. Glaubte sie mir oder nicht? Das war für mich nicht zu erkennen.

Belzig beeilte sich, ihr seine »alternative Theorie« von den Einbrechern darzulegen.

Die Richterin dachte eine lange Weile darüber nach, was mir beinahe schon wie ein Sieg erschien. Aber mit ihrer nächsten Frage schien alles zu Ende zu sein.

»Der Obduktionsbericht liegt zwar noch nicht vor, aber nach der gegenwärtigen Aktenlage muss davon ausgegangen werden, dass Franziska de Witt nicht durch einen Unfall, mit oder ohne Fremdverschulden, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben ist.« Sie legte den Kopf ein wenig schief, sah mich aber weiter aufmerksam an. »Nehmen wir einmal an, Herr Zöllner, es seien wirklich jene Einbrecher in Ihre Wohnung eingedrungen, die zuvor schon die Kioskbesitzerin und die Rentnerin in Ihrer Straße überfallen haben. Warum sollten sich diese hypothetischen Täter die Mühe gemacht haben, Ihrer Freundin, die sie soeben im Bad erschlagen hätten, den Bademantel auszuziehen, um ihn neben Sie aufs Bett zu legen? Welchen Sinn sollte das haben?«

Mein Herz schien auszusetzen. Ich hatte keine Ahnung, was ich ihr darauf antworten sollte.

Schlimmer noch, ich glaubte ebenso wenig an Belzigs Einbrecher wie offenbar die Haftrichterin selbst. Deshalb hatte ich vorher nicht einen Gedanken an dieses verwirrende – und mich eindeutig belastende! – Detail verschwendet.

Belzig dagegen schon.

Seine Erklärung erschien innerhalb der ganzen wackligen Konstruktion durchaus plausibel, sogar naheliegend: »Die Täter wollten meinen Mandanten selbstverständlich mit dem Mord belasten! Denn sollten sie durch irgendein Detail in diesem Fall oder in einem der beiden vorangegangenen schweren Gewalttaten in dieser Straße gefasst werden, würden sie unweigerlich des Mordes angeklagt. Die Tötung von Franziska de Witt war von den Tätern gewiss nicht geplant, also waren sie gezwungen zu improvisieren. Als sie dessen gewahr wurden, dass Herr de Witt, Verzeihung: Herr Zöllner, in so tiefem Schlaf lag, dass er von dem Geschehen in der Wohnung gar nichts mitbekommen hatte – das im Übrigen gar nicht von lauten Geräuschen begleitet gewesen sein musste –, erkannten sie die Chance, ihn mit der Tat zu belasten. Sie deponierten zu dem Zweck den Bademantel des Opfers auf dem Bett neben Herrn Zöllner.«

Die Richterin runzelte die Stirn. »Warum machten sie nicht das Gleiche mit dem Tatwerkzeug? Das hätte Herrn Zöllner doch noch mehr belastet.«

Belzig schüttelte entschieden den Kopf. »Nein. Im Gegenteil. Das Tatwerkzeug hätte sie selbst belastet. Denn mutmaßlich gehörte es zu den Einbruchswerkzeugen. Ein Stemm- oder Brecheisen zum Beispiel. Das erklärt, warum es am Tatort nicht gefunden wurde. Die Täter haben es daher mitgenommen.«

Die Richterin bedachte zuerst Belzig, dann mich mit einem langen nachdenklichen Blick und senkte den Kopf. Als sie ihn wieder hob, schien es, als wolle sie mir eine Frage stellen. Sie öffnete bereits die Lippen, aber dann sah sie mich eine schiere Ewigkeit an, als wolle sie durch meine Augen tief in mich hineinblicken. Auf einmal schüttelte sie ganz leicht, nur angedeutet den Kopf, so als wäre sie aus einem seltsamen Traum erwacht, und verkündete, dass sie sich kurz zur Beratung zurückziehen werde. Das Ergebnis werde mir durch meinen Anwalt, später auch noch schriftlich mitgeteilt werden.

Sonntag, 13. August

Eine halbe Stunde später konnte ich mit Belzig das Präsidium verlassen.

Es war bereits weit nach Mitternacht, aber immer noch warm draußen. Die Stadt brummte und summte wie eh und je. Alles schien wie immer. Nur ich war es nicht mehr. Ich war ein anderer geworden, ich war jetzt »Eigentum der Polizei«.

Belzig gab mir die Hand und lächelte stolz über seinen Erfolg. »Wo werden Sie jetzt übernachten, Herr Zöllner?«

»Was? Wieso?«

»Sie können noch nicht in Ihre Wohnung zurückkehren. Die Polizei hat Ihre Wohnungstür versiegelt. Wird noch einen oder zwei Tage dauern, ehe sie freigegeben wird.«

»Ich denke, ich ... übernachtete bei meinem Bruder. Er wohnt in der Stadt.«

»Weiß er Bescheid? Haben Sie ihn angerufen?«

»N-nein. Das nicht. Noch nicht.«

»Soll ich Sie zu ihm fahren? Mein Auto steht drüben in der Tiefgarage.« Er deutete vage die Straße hinunter.

»Nein, nicht nötig. Aber danke.«

»Sind Sie sicher? Haben Sie Geld bei sich? Scheckkarte et cetera?«

»Doch, ja.« Meine Brieftasche inklusive Scheckkarten waren das Einzige, was die

Polizei mir mitzunehmen erlaubt hatte, nachdem ihr Inhalt zuvor untersucht worden war. Welche Spuren auch immer sie dabei zu finden hoffte.

»Denken Sie daran, dass Sie sich morgen bereits wieder bei der Polizei melden müssen, Herr Zöllner. Die Richterin hat das Polizeigewahrsam nicht grundsätzlich aufgehoben, sondern quasi nur erweitert. Sie unterliegen einer Meldeauflage. Sollte man Sie zu einer weiteren Vernehmung auffordern, rufen Sie mich jederzeit an. Hier!« Er gab mir seine Visitenkarte mit Mailadresse, Festnetznummer der Kanzlei und gleich mehreren Mobilnummern. »Schlafen Sie gut, trotzdem.«

»Gute Nacht. Und danke!«

Er schlenderte die Straße entlang zu seinem Auto in der Tiefgarage.

Ich wandte mich um und machte mich auf, ein Hotel zu finden. Ein Zimmer für ein oder zwei Nächte.

Das »Connect« war ein kleines Hotel am südlichen Ende der Perlauer Straße. Hundertfach war ich in den vergangenen Jahren daran vorbeigefahren, ohne mir Gedanken darüber zu machen, wie es wohl hinter seiner unscheinbaren kürbisfarbenen Klinkerfassade aussehen mochte.

Ich zahlte den Taxifahrer mit meiner Karte, dankbar, dass er mir Fragen jeder Art erspart hatte, und eilte auf den von zwei Koniferen bewachten gläsernen Eingang zu, als wäre ich bereits Gast und hätte mich für ein Treffen im Foyer verspätet.

Der Portier hinter dem sichelförmigen Tresen am Empfang, ein dicklicher Mann Ende 50 in blauer Livree, musterte kritisch meine Kleidung, den schlabbrigen blauen Jogginganzug der Polizei, und erkundigte sich nach meinem Gepäck.

Ich versuchte zu lachen. »Hab mich vorhin aus meiner Wohnung ausgeschlossen. Schlüsseldienst kommt leider erst morgen früh.« Er sah mich jetzt noch skeptischer an. »Servicewüste Berlin. Sie kennen das ja.«

Er lächelte dünn und reichte mir ohne Schwung den Schlüssel über die Theke, nachdem er meinen Namen registriert und meinen Ausweis entgegengenommen hatte. »Zimmer 59.« Ein Zeigefinger richtete sich wenige Zentimeter von der Thekenfläche auf. »Aufzug, erste Etage. Wenn Sie aussteigen, links den Gang runter.«

Das Zimmer war akzeptabel. Seine Ausstattung, Bett, Schrank, Stuhl, kleiner Schreibtisch, erinnerte mich jedoch fatal an die Zelle im Polizeigewahrsam, die ich vor gut einer Stunde hatte verlassen dürfen. Den Unterschied machten das angrenzende Bad, die dunklen Stores an der Fenstertür, der weinrote Teppichbelag und ein Bild mit einem farbenfrohen Blumendruck, das ich spontan von der Wand hätte reißen mögen. Es kam mir wie Hohn auf meine Lage vor, auf das, was geschehen war und wie ich mich fühlte.

Ich ließ mich aufs Bett fallen und warf einen Blick auf die roten Leuchtziffern des

flachen Radioweckers auf dem Nachttisch. 01:42.

Auf dem schmalen Schreibtisch mit verblichenem Mahagonifurnier stand ein grünes Telefon mit Wählscheibe im Retrostil. Es war natürlich zu spät, um anzurufen, aber mir wurde plötzlich klar, dass ich nicht einmal wusste, ob die Polizei Brigitte und Gerd, Franzis Mutter und ihren Stiefvater, informiert hatte. Um ihnen zu sagen, dass ihre Tochter tot war, ermordet – wenige Stunden, nachdem sie Franzis noch lebend gesehen hatten. Auf dem Hoffest, wo ich tunlichst jedes Gespräch mit ihnen gemieden hatte. So wie sie mit mir.

Ich hatte die beiden vor gut anderthalb Jahren kennengelernt. Franzis, deren Vater früh gestorben war, hatte darauf bestanden, dass wir Brigitte und Gerd einmal gemeinsam besuchten, sie wohnten im südlichen Speckgürtel, nur eine halbe Autostunde entfernt. In herzlicher Abneigung hatten wir uns wieder verabschiedet. Brigittes schlecht getarnte Skepsis, ob ich für ihre Tochter nicht bereits zu alt sei, und Gerds joviale Überheblichkeit (»Medizindokus, damit kann man Geld verdienen, ja?«) hatten mir gereicht.

Auf der Fahrt nach Hause hatte Franzis mir vorgeworfen, ich selbst hätte mich arrogant und zugeknöpft verhalten und besonders ihre Mutter von oben herab behandelt. Ich war so perplex gewesen, dass wir deswegen stritten. Das Blatt wendete sich jedoch völlig überraschend, als Franzis mir ganz unvermittelt »die Sache« mit Gerd gestand.

»Welche Sache, Franzis?«

Plötzlich bekam sie einen Weinkrampf, der nicht mehr aufhören wollte.

Sie musste rechts ranfahren und auf einem Parkstreifen halten.

Sie hörte auf zu weinen, und durch ihren Tränenschleier sah sie mich plötzlich wild entschlossen an. »Gerd wird dafür büßen. Eines Tages muss er dafür bezahlen.«

»Was meinst du, wovon sprichst du, Franzis?«

Sie hatte nicht mehr darauf geantwortet, nur den Kopf herumgeworfen und wie versteinert aus dem Seitenfenster gestarrt.

Seit damals hatte ich Franzis Eltern nicht mehr gesehen.

Deshalb war ich ein wenig überrascht gewesen, dass sie Franzis Einladung zu unserem Hoffest angenommen hatten. Nach unserem frostigen Wiedersehen waren sie aber auch nur bis zum frühen Nachmittag geblieben. Brigitte hatte sich von mir mit kühlem Handschlag verabschiedet, Gerd war bereits grußlos zum Auto vorgegangen. Angeblich war die Parkzeit bereits abgelaufen. Daran wenigstens erinnerte ich mich, doch zu diesem Zeitpunkt hatte ich auch noch keinen Alkohol getrunken.

Ich starrte an die Decke.

Hatte Angst, die Augen zu schließen.

Angst, dass sich die Panikattacke, die mich in der Zelle vor ein paar Stunden angefallen hatte wie ein Raubtier, wiederholen könnte. Als mir trotzdem vor Erschöpfung die Augen zufielen, wuchs auf einmal Franzis Gesicht aus der Dunkelheit und leuchtete fahl wie eine